Inhalt

|  |  |  |  |  |  |  |  |
| --- | --- | --- | --- | --- | --- | --- | --- |
|  | Vorwort…………………………………………………………………. | | | | | | 9 |
| I | Wissenschaftliche Ausgangspunkte………………………………… | | | | | | 11 |
|  | 1 | | Vorgehensweise…………………………………………………… | | | | 11 |
|  | 2 | | Wissenschaft ohne Methodenzwang oder: Essentialismus  und Konstruktivismus…………………………………………….. | | | | 20 |
|  | 3 | | Katastrophenforschung in der Überflussgesellschaft……………… | | | | 25 |
|  | 4 | | Objektivität, Dichtung und Wahrheit……………………………… | | | | 34 |
|  | 5 | | Gegenübertragungsanalyse………………………………………… | | | | 36 |
| II | Geschichtliche Ausgangspunkte……………………………………. | | | | | | 40 |
|  | 1 | | Notizen zur Geschichte Galtürs…………………………………… | | | | 40 |
|  | 2 | | Chronologie der Lawinenkatastrophe vom 23. Februar 1999……. | | | | 42 |
| III | Chronologie und Erleben aus Sicht der Einheimischen………….…. | | | | | | 48 |
|  | 1 | Vor der Katastrophe: Gefühl der Bedrohung..................................... | | | | | 48 |
|  | 2 | Selbsthilfe der Einwohner nach der Katastrophe.............................. | | | | | 51 |
|  |  | 2.1 | | „Als hätte eine Bombe eingeschlagen“..................................... | | | 51 |
|  |  | 2.2 | | „Jeder hat seine eigene Geschichte“………………………….. | | | 54 |
|  |  |  | | 2.2.1 | Der Bürgermeister…………………………………….. | | 54 |
|  |  |  | | 2.2.2 | Der Gemeindearzt…………………………………….. | | 56 |
|  |  |  | | 2.2.3 | Der Diakon……………………………………………. | | 59 |
|  |  |  | | 2.2.4 | Anwohner im Bereich der Lawine……………………. | | 61 |
|  |  |  | | 2.2.5 | Jugendliche……………………………………………. | | 67 |
|  | 3 | Zeit des kollektiven Trauerns……………………………………… | | | | | 70 |
|  | 4 | Das Sprechen über die Lawine…………………………………….. | | | | | 71 |
|  | 5 | Notfallpsychologen und Psychotherapeuten……………………… | | | | | 73 |
|  | 6 | Journalisten und Medien – ethnologisch-psychoanalytische Überlegungen zur Schuldfrage………………………………..………… | | | | | 77 |
| IV | Auswirkung, Verarbeitung, Erklärung und Sinn der Katastrophe…. | | | | | | 86 |
|  | 1 | Ursache und Wirkung, bewusste und unbewusste Intentionalität..... | | | | | 86 |
|  | 2 | Gott und die Lawine.......................................................................... | | | | | 95 |
|  |  | 2.1 | | Theodizee: menschliches Leid und göttliche Allmacht............ | | | 95 |
|  |  | 2.2 | | Strafe Gottes?............................................................................ | | | 98 |
|  | 3 | Das Gleichgewicht der Natur…………………………………..…. | | | | 103 | |
|  | 4 | „Es gibt noch andere Mächte“………………………………….. | | | | 109 | |
|  |  | 4.1 | | Volksglaube und katholische Religion.................................... | | 109 | |
|  |  | 4.2 | | Zur Psychologie des Unheimlichen......................................... | | 117 | |
|  | 5 | Innerpsychische Symbolkraft der Lawine: Melancholie  und Aggression................................................................................ | | | | 120 | |
|  | 6 | Mentalitätsspezifische Aspekte…………………………………. | | | | 127 | |
|  |  | 6.1 | | „Das eigensinnigste Feriendorf Österreichs“….……………. | | 127 | |
|  |  | 6.2 | | Galtür als Hochgebirgs- und Walsersiedlung……………….. | | 129 | |
|  |  | 6.3 | | Klimatische Einflüsse auf Psyche und Kultur………………. | | 133 | |
|  |  | 6.4 | | Integrierende und normierende Kräfte des Dorflebens……... | | 136 | |
|  | 7 | Angst vor einer weiteren Katastrophe?............................................ | | | | 139 | |
|  |  | 7.1 | | Zur Risiko-Diskussion in der Wissenschaft………………… | | 139 | |
|  |  | 7.2 | | Die Sicht der Einheimischen……………………………….. | | 143 | |
|  |  | 7.3 | | Hochwasser und Klimawandel………………………..…….. | | 150 | |
|  | 8 | Die Lawine als Lebenseinschnitt……………………………….… | | | | 152 | |
| V | Persönliche Schicksale…………..……….………………………… | | | | | 155 | |
|  | 1 | Ehefrau und schwangere Schwiegertochter verloren…………….. | | | | 155 | |
|  | 2 | Großmutter, Mutter und Schwester verloren…………………..… | | | | 165 | |
|  | 3 | Nach drei Stunden aus der Lawine befreit……………..…………. | | | | 173 | |
| VI | Beispiele für andere alpine Katastrophen in Westösterreich…..….. | | | | | 179 | |
|  | 1 | Die Lawine von Blons im Großen Walsertal vom  11. Jänner 1954…………………………………………..……….. | | | | 179 | |
|  | 2 | Das Hochwasser in Lech am Arlberg vom  22. und 23. August 2005………………………………………….. | | | | 182 | |
| VII | Zusammenfassung………………………………......…..……………. | | | | | 184 | |
|  | Verzeichnis der Informantinnen und Informanten…………………. | | | | | 195 | |
|  | Literatur................................................................................................... | | | | | 196 | |

I Wissenschaftliche Ausgangspunkte

1 Vorgehensweise

Es war rasch klar, dass man behutsam vorgehen muss, wenn man in Galtür Interviews mit den Einheimischen über die Lawine von 1999 führen möchte. Die Einwohner hatten schlechte Erfahrungen mit Journalisten gemacht, weil sie vor allem vonseiten der deutschen Presse mit massiven Schuldzuweisungen konfrontiert waren. So wurde ihnen vorgeworfen, dass die örtliche Lawinenkommission schlampig gearbeitet hätte, man den Lawinenabgang hätte vorhersehen müssen, dass man für längere Zeit die Straße nur deswegen gesperrt hätte, damit die Gäste länger im Ort bleiben müssen, statt sie rechtzeitig zu evakuieren, usw. „Es hat geradezu einen Krieg mit der Presse gegeben. Sehr viele Journalisten haben sich in Galtür äußerst aggressiv verhalten, ihnen ging es nur um die Touristen, nicht um die Einheimischen“, meint Prof. Barbara Juen, Psychologin an der Universität Innsbruck.[[1]](#footnote-1) Daher hätten sich, so der Bürgermeister, die Leute zurückgezogen, weil sie, abgesehen von den österreichischen Medien, ausnahmslos „geprügelt“ worden seien. „Und dann haben die Leute einfach gesagt: Wir wollen von niemandem etwas, und wir igeln uns ein, und haben nur *miteinander* gesprochen, nach außen hat keiner mehr kommuniziert“.[[2]](#footnote-2)

Der zweite Grund dafür, wieso ich befürchtete, nicht unbedingt mit offenen Armen empfangen zu werden, war, dass mir von verschiedenen Personen mitgeteilt wurde, die Tiroler Oberländer im Allgemeinen und die Galtürer im Besonderen seien ein verschlossenes Völkchen, das einem Fremden kaum Einblick in seine persönlichen Befindlichkeiten erlaube. Daher war ich froh, in Anton Mattle, dem Bürgermeister, jemanden gefunden zu haben, der sehr daran interessiert war, dass ich mit den Leuten in Kontakt trete. Wie bereits erwähnt, hatten wir einander in Obergurgl kennen und schätzen gelernt. Daher war er sogleich bereit, für mich Kontakte mit potentiellen Interviewpartnern[[3]](#footnote-3) herzustellen. Zwar ist der Rückgriff auf lokale Autoritäten nicht unproblematisch, wenn man mit „normalen“ Leuten ins Gespräch kommen möchte,[[4]](#footnote-4) doch handelt es sich bei Anton Mattle um eine angesehene, integere Persönlichkeit, die von den Menschen geschätzt und respektiert wird. So öffnete er mir Tür und Tor, indem er telefonisch mögliche Gesprächspartner mit meinem Anliegen vertraut machte. Und nachdem ich die ersten Interviews geführt hatte, sprach es sich rasch herum, dass ich nicht zu jener problematischen Sorte Journalisten gehöre, die tendenziös berichtet, sondern, zumal als Angehöriger einer Universität, die Leute ernst nehme und eine seriöse Arbeit schreiben möchte.

Ein weiterer Grund, behutsam vorzugehen, war, dass die Frage nach der persönlichen Verarbeitung der Katastrophe möglicherweise sensible Schichten im Innenleben der Gesprächspartner berührte. Daher konnte keine quantitative Erhebung infrage kommen, sondern nur eine qualitative Untersuchung. Mithilfe eines Experimentes oder Fragebogens lassen sich Probleme, die Grundfragen der menschlichen Existenz berühren, in befriedigender Weise kaum erfassen. Das gibt auch einer der prominentesten Vertreter der empirisch-quantitativen Psychologie, Jürgen Bortz, zu, wenn er schreibt, dass „Untersuchungsideen mit […] philosophischen Inhalten“, etwa Fragen nach dem „Sinn des Lebens“, mithilfe klassisch-empirischer Vorgehensweisen nicht erforscht werden können.[[5]](#footnote-5) Doch genau um diese und ähnliche Themen geht es, wenn man wissen möchte, wie eine lebensbedrohliche Katastrophe verarbeitet worden ist. Dazu eignen sich am ehesten qualitative Interviews, wobei ich eine Mischung aus narrativem Interview, Leitfaden- und Tiefeninterview gewählt habe.[[6]](#footnote-6)

Das ist ein gänzlich anderer Zugang als der quantitative, welcher Hypothesen aufstellt, um diese dann zu testen. Das ist auch sinnvoll, aber es besteht dabei die Gefahr, Wissenschaft autoritär zu betreiben, denn Hypothesenbildung setzt implizit voraus, zu wissen, was von Bedeutung ist und was nicht. Unvorhergesehene Einsichten und überraschende Wendungen, wie sie in Interviews vorkommen, sind kaum möglich. Darüber hinaus setzt Hypothesenbildung eindeutige Kausalbeziehungen voraus, das heißt Wenn-Dann-Regeln, die einen determinierten Zusammenhang beobachtbarer Tatsachen ermitteln wollen. Das allerdings ist problematisch, wie Gerhard Vinnai, Professor an der Universität Bremen und einer der prominentesten Kritiker der akademischen Psychologie, feststellt:

„Für ein Theorieverständnis, das sich auf derartige Kausalitätsverhältnisse bezieht, haben menschliche Freiheitsgrade keinen Sinn: Sie müssen als Störungen bei der Theoriebildung auftreten. Menschliche Subjektivität, zu der selbständiges, spontanes Handeln gehört, lässt sich mit einem strengen naturwissenschaftlichen Gesetzesbegriff nicht fassen und muss deshalb aus dem Wissenschaftsprozess ausgeschieden werden. Die menschliche Freiheit […] darf es in der positivistischen Psychologie nicht geben“.[[7]](#footnote-7)

Darüber hinaus ruft die Begegnung mit der freien Äußerung im Interview unter Umständen Ängste im Forscher hervor. Das ist spätestens seit George Devereuxs ethnopsychoanalytischem Klassiker „Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften“ bekannt.[[8]](#footnote-8) Im Experiment oder im Fragebogen ist der Kontakt mit dem „Untersuchungsobjekt“ demgegenüber auf ein Minimum reduziert, und man trachtet danach, so genannte „Störfaktoren“, etwa spontane Verhaltensweisen der Versuchspersonen, weitgehend unter Kontrolle zu halten. Eine derartige Distanz zum „Objekt“ wirkt zwar entängstigend, weist aber darauf hin, dass ein Zusammenhang zwischen gebieterischer Hypothesensetzung und dem unbewussten Wunsch nach Distanz zum untersuchten „Gegenstand“ existiert, der mit Angst zu tun hat. Denn diese tendiert, wie aus der Individualpsychologie bekannt ist, zu kompensatorischem Machtverhalten[[9]](#footnote-9) oder führt dazu, den angsterregenden Gegenstand zu meiden.[[10]](#footnote-10) Das ist problematisch, und daher ist es weiterhin sinnvoll, an der Forderung Sigmund Freuds festzuhalten, Praxis und Theorie, „Heilen und Forschen“ miteinander zu verbinden, das heißt den direkten Kontakt mit jenen zu suchen, über die man etwas wissen möchte.[[11]](#footnote-11)

Aus all dem folgt, dass sich qualitative Wissenschaft nicht allein in Forschungslabors und Universitätsinstituten abspielen kann, sondern Lebensnähe aufweisen sollte. Alltagssprachlich ausgedrückt heißt das: Wenn man etwas über mentale und psychische Befindlichkeiten erfahren möchte, sollte man mit den Leuten reden, die man untersuchen will. Das hat mit Abstraktionsfähigkeit, Lebenserfahrung und Intuition zu tun, aber es sind gleichzeitig Forderungen, mit denen zum Beispiel jeder Ethnologie-Student bereits in den ersten Semestern bekannt gemacht wird.

Die Informanten wurden gebeten, den Ablauf und das Erleben der Katastrophe aus ihrer Sicht zu schildern. Es sollte darüber hinaus eingehend die Frage nach der Verarbeitung und dem möglichen Sinn des Geschehens zur Sprache kommen, und es wurden zusätzlich einige Fragen gestellt, welche spezifische Themen berühren, zum Beispiel ob es charakteristische mentale Merkmale der Galtürer gebe, ob das Walsertum für einen selber von Bedeutung sei,[[12]](#footnote-12) ob man den Klimawandel als persönliche Bedrohung betrachte etc.

Ich habe Anton Mattle selbst sowie zehn weitere Personen interviewt, zu denen er den Kontakt ermöglicht hat. Der Bürgermeister war bemüht, sowohl junge und alte, vermögende und weniger vermögende, weibliche und männliche, weniger und stärker betroffene Einwohner zu einem Gespräch zu bewegen – und vor allem auch jene, die selber Angehörige verloren hatten. Das sind in Galtür drei Familien, doch habe ich nur mit zweien Gespräche führen können, weil die dritte mit mir über das Geschehen nicht sprechen wollte. Darüber hinaus habe ich aus eigenem Antrieb zwei weitere Personen interviewt, stand mit einer dritten in E-Mail-Verbindung, die zwar selbstständig zu mir den Kontakt gesucht hatte, aber leider erst, nachdem ich wieder daheim war. Außerdem habe ich ein Gespräch mit Prof. Barbara Juen geführt, die als Spezialistin für Notfallpsychologie direkt in das Geschehen involviert war. Und ich hatte mich bereits vor meiner Fahrt nach Galtür mit einem ehemaligen Studienkollegen, Mag. Matthias Beitl vom Volkskunde-Museum in Wien, getroffen, weil er zur Zeit des Lawinenabgangs auf der Jamtalhütte eingeschlossen war und später bei den Aufräumarbeiten mithalf. Darüber hinaus gibt es ein anonymisiertes Gespräch mit einer weiteren Person aus dem Dorf. Insgesamt sind es 16 persönliche und ein E-Mail-Interview. Das Gespräch mit Anton Mattle fand am 18. Juni 2008 im Gemeindeamt statt, die anderen Personen besuchte ich zwischen dem 19. und 24. Juni in ihren Häusern, während die Interviews mit Matthias Beitl (29.5.2008) und Barbara Juen (5.8.2008) in meinem Büro an der Sigmund-Freud-Privatuniversität in Wien stattfanden.

Als der Bürgermeister mir Vorschläge unterbreitete, wer als potentieller Interviewpartner infrage kommen könnte, war er, wie bereits erwähnt, darum bemüht, ein möglichst breites Spektrum an unterschiedlichen Personen zu berücksichtigen. Alter, Beruf und Geschlecht waren wichtige Kategorien, aber auch und insbesondere die Frage nach dem Grad der Betroffenheit durch die Katastrophe, ob also jemand Angehörige verloren hatte, unter der Lawine begraben wurde, als Helfer tätig oder selber überhaupt nicht betroffen war. Anton Mattle hat damit bewusst oder intuitiv einer zentralen Forderung an qualitative Interviews Rechnung getragen, die in wissenschaftlicher Sprache folgendermaßen lautet:

„Die Stichprobenziehung, also die Auswahl der für die Untersuchung zu erhebenden Fälle, strebt bei qualitativer Forschung nicht nach verteilsgemäßer, sondern nach theoretischer Repräsentativität, das heißt hier soll die Stichprobe ein Abbild der theoretisch relevanten Kategorien darstellen“.[[13]](#footnote-13)

Anders formuliert: Bevor man Interviews macht, sollte man sich überlegen, wer als Gesprächspartner infrage kommen kann, um ein möglichst breites Spektrum an unterschiedlichen Sichtweisen zu erfassen, wobei diese nicht nur für sich stehen, sondern bis zu einem gewissen Grad auch Bedeutung für andere haben sollen. Denn, so der Soziologe Heinz Bude, „Wissenschaft beschäftigt sich nicht nur mit der bloßen Einzigartigkeit von Individuen und Ereignissen, sondern mit dem, was an ihnen gleichzeitig allgemein und besonders ist“.[[14]](#footnote-14)

Diese Begriffsbestimmung stimmt weitgehend mit einer verbreiteten Definition des Symbols in der Literaturwissenschaft überein, wie sie auf eingängige Weise bereits von Goethe in seinen „Maximen und Reflexionen“ formuliert worden ist, wenn er schreibt, es gelte „im Besondern das Allgemeine“ zu schauen.[[15]](#footnote-15) Daher ist es völlig unverständlich, wenn Bude behauptet, die literarische Darstellung wolle im Gegensatz zur soziologischen (bzw. wissenschaftlichen) ausschließlich „das Singuläre einer Person oder einer Begebenheit zum Ausdruck bringen“.[[16]](#footnote-16) Vielmehr geht es der Dichtung darum, im Singulären und Besonderen auch etwas Allgemeines durchschimmern zu lassen, was bereits die ursprüngliche Bedeutung des Wortes „Symbol“ anklingen lässt. Griechisch „symbállein“ meint nämlich in wörtlicher Übersetzung „zusammenfügen“ und bezeichnete zunächst die zusammenpassenden Hälften eines Ringes oder Ähnlichem, „die im griechischen Brauch der Gastfreundschaft dem Überbringer der einen Hälfte jeweils die Gewährung des Gastrechtes durch den Besitzer der anderen garantierten“.[[17]](#footnote-17) Wahrscheinlich umschreibt in Anspielung darauf Platon den Symbolbegriff als jenen Teil, der ein halbiertes Ganzes ergänzt – und zwar in seiner berühmten Formulierung, dass die Liebe der Versuch sei, die ursprüngliche Einheit zweier getrennter Hälften wiederherzustellen.[[18]](#footnote-18)

Symbole haben daher zu tun mit der Verbindung zu einem Ganzen bzw. zu etwas Übergeordneten. Das ist in unserem Fall die „theoretische Repräsentativität“ der Interviewpartner, also zunächst die Frage, inwieweit sie von der Katastrophe betroffen waren, sowie Alter, Geschlecht oder Beruf. Darüber hinaus kann – und wird in der vorliegenden Arbeit – Bezug genommen auf eine weitere Frage, die sehr stark in die qualitative Richtung geht, nämlich ob sich Verbindungen herstellen lassen zu bestimmten Grundproblemen menschlicher Existenz, etwa zum Spannungsverhältnis zwischen Angst und Sicherheit, zwischen Trieb und Moral, zwischen Individuum und Gesellschaft/Gemeinschaft oder zur Frage nach dem Sinn des Lebens.

Zunächst ist allerdings noch auf eine mögliche Problematik hinzuweisen, die sich aus Goethes Begriffsbestimmung des Symbols ergibt. Er spricht davon, dass der Dichter „im Besondern das Allgemeine *schaut*“.[[19]](#footnote-19) „Schauen“ bedeutet nicht ein reflektiertes Analysieren, sondern mehr ein Ahnen, was in einem der folgenden Sätze aus den „Maximen und Reflexionen“ noch deutlicher ausgedrückt wird: „Wer nun dieses Besondere lebendig fasst, erhält zugleich das Allgemeine mit, *ohne es gewahr zu werden, oder erst spät*“.[[20]](#footnote-20) Das scheint auf den ersten Blick eine anti-wissenschaftliche Einstellung zu sein, denn Wissenschaft hat zu tun mit nüchterner Analyse, mit Distanz zum Forschungsobjekt und mit klaren Gedanken, nicht aber mit einem nur ungefähren und kaum ausformulierten „Ahnen“. Doch das ist nur die eine Seite, denn Wissenschaft beruht auch darauf, dass man oftmals zunächst nur vage Vorstellungen hat von dem, was man untersucht, und intuitiv spürt, dass man möglicherweise etwas Bedeutendem auf der Spur ist, indem es uns berührt. In diesem Sinn hat der Zürcher Germanist Emil Staiger in einem berühmten Aufsatz mit dem Titel „Die Kunst der Interpretation“[[21]](#footnote-21) die Überzeugung vertreten, dass subjektive Gefühle eine Grundlage für wissenschaftliches Arbeiten sein können:

„Wir lesen Verse; sie sprechen uns an. Der Wortlaut mag uns fasslich scheinen. Verstanden haben wir ihn noch nicht. Wir wissen noch kaum, was eigentlich dasteht und wie das Ganze zusammenhängt. Aber die Verse sprechen uns an; wir sind geneigt, sie wieder zu lesen, uns ihren Zauber, ihren dunkel gefühlten Gehalt zu eigen zu machen […]. Zuerst verstehen wir eigentlich nicht. Wir sind nur berührt; aber diese Berührung entscheidet darüber, was uns der Dichter in Zukunft bedeuten soll“.[[22]](#footnote-22)

Staigers Ausführungen gelten in der qualitativen Forschung, sofern sie überhaupt Erwähnung finden, als Rückschritt einmal erreichter Standards, weil er als Vertreter „der hochsubjektiv angelegten traditionellen Hermeneutik [gilt], bei welcher es letztlich nur der Interpret selbst war, dessen ‚Kunst der Interpretation‘ […] die Gültig­­­keit der Interpretation verbürgte“. Demgegenüber sei es ein Fortschritt, dass „die qualitative Forschung aus der Kunst stärker eine regelgeleitete Methodologie entwickelt hat“.[[23]](#footnote-23) Selbstverständlich ist Letzteres eine berechtigte und sinnvolle Forderung, vor allem für Einsteiger, allerdings wird oftmals aus der „regelgeleitete[n] Methodologie“ ein starres Korsett, das nicht nur das Potential beeinträchtigt, welches qualitative Methoden ermöglichen, sondern auch die Freude und Kreativität am Forschungsprozess untergräbt.[[24]](#footnote-24) Außerdem ist es wenig zielführend, das Eine gegen das andere ausspielen zu wollen. Denn Staigers Darlegungen sind kein Plädoyer für Irrationalismus oder übersteigerten Subjektivismus, sondern ein Hinweis darauf, dass am Beginn der wissenschaftlichen Analyse und Interpretation eine Ahnung, ein subjektives Gefühl stehen kann, ein Berührt-Werden. Das ist aus Staigers Sicht eine Basis für Wissenschaft, aber eben noch nicht wissenschaftliche Interpretation. Vielmehr ist im weiteren Verlauf das intuitiv Erahnte zu analysieren, um die Frage zu beantworten, ob es sich nur um ein Spezifikum des Interpreten handelt oder ob es auf ein Allgemeines verweist, wobei Letzteres dann die eigentliche wissenschaftliche Arbeit darstellt. Ähnlich sieht es auch Gerhard Schulze, ein „unverdächtiger“ Gelehrter, da Professor für Methoden der empirischen Sozialforschung, der durch sein Buch „Die Erlebnisgesellschaft“ weit über die Fachgrenzen hinaus bekannt geworden ist. Er spricht nämlich von Intuition und Lebenserfahrung als wichtigen Bausteinen für die theoretische Analyse empirischen Materials.[[25]](#footnote-25)

Die Art der wissenschaftlichen Arbeit, wie sie hier skizziert ist, findet ihre Entsprechung im weiten Feld der Psychoanalyse. Das gilt für ethnopsychoanalytisch inspirierte Feldforschungen, bei denen nicht nur der Interviewte, sondern auch die Gefühle des Interviewers Aufmerksamkeit erfahren, welche mit dem Forschungsprozess zu tun haben und die mit einem unglücklichen Wort als „Gegenübertragung“ bezeichnet werden.[[26]](#footnote-26) Diese gilt auch in der psychoanalytischen Psychotherapie als wichtiger Indikator für die Beschaffenheit des therapeutischen Prozesses, und sie ist oftmals zunächst nur vage spürbar. Auf unklare Verhältnisse, die zunächst lediglich von einer Ahnung bestimmt sind, stößt man auch im Bereich der Traumdeutung. Die Symbolsprache ist nicht von vornherein eindeutig, Patient wie Analytiker gehen oftmals tastend vor, dabei zunächst bestimmte Zusammenhänge nur erahnend, um erst später zu größerer Klarheit zu gelangen. Bereits Freud hat darauf hingewiesen, dass es

„wirklich nicht leicht [ist], sich von dem Reichtum an unbewussten, nach Ausdruck ringenden Gedankengängen in unserem Denken eine Vorstellung zu machen und an die Geschicklichkeit der Traumarbeit zu glauben, durch mehrdeutige Ausdrucksweise jedesmal gleichsam sieben Fliegen mit einem Schlag zu treffen, wie der Schneidergeselle im Märchen“.[[27]](#footnote-27)

Der Vergleich zwischen Emil Staigers „Kunst der Interpretation“ und psy­cho­ana­lytischer Tätigkeit ist nicht willkürlich gewählt, denn beide Male geht es um die Arbeit mit Texten und das Anliegen, sie zu interpretieren und einen Sinn zu erschließen. Das gilt für dichterische Werke ebenso wie für die Äußerungen des Patienten auf der Couch – und selbstverständlich auch für die in dieser Arbeit verwendeten Interviews.[[28]](#footnote-28)

Nachdem nun der methodische Zugang skizziert ist, muss noch die Frage beantwortet werden, welcher Fachrichtung man die Arbeit zuordnen kann. Das ist zunächst nicht eindeutig zu beantworten, denn sie ist interdisziplinär orientiert, weil sie ethnologische, tiefenpsychologische und psychotherapiewissenschaftliche Fragestellungen gleichermaßen berührt. Man kann das Buch der Erzählforschung zurechnen, aber auch der volkskundlichen Gemeindeforschung, indem man es als Arbeit über mentale Strukturen in einem Dorf und darüber hinaus einer ethnischen Minderheit liest.[[29]](#footnote-29) Doch genauso ist die Arbeit als ein Beitrag zur individuellen Bewältigung traumatischer Ereignisse und zur Salutogenese zu verstehen, das heißt zur Frage, wie seelische Krankheit vermieden und wodurch seelische Gesundheit ermöglicht werden kann. Da das übergeordnete Thema das desaströse Geschehen ist, kann man das Buch am ehesten der ethnolo­gi­sch-psychoanalytischen Katastrophenforschung zuordnen, wie sie vom Autor dieser Arbeit in seiner Habilitationsschrift angewendet worden ist.[[30]](#footnote-30)

Während die Kulturwissenschaften das Individuum primär als Teil eines Ganzen betrachten, lenken Psychoanalyse und Psychotherapiewissenschaft ihr Augenmerk in erster Linie auf das Individuum. Beides sind mögliche Perspektiven, aber sie sind aus meiner Sicht einseitig. Man neigt als Wissenschafter allzu leicht dazu, das Eigene zum Eigentlichen zu erklären und das andere zu übersehen. Gerade am Beispiel Galtür lässt sich jedoch zeigen, dass eine interdisziplinäre Perspektive angemessener ist. Denn die Frage nach der individuellen Bewältigung hängt dort aufs engste mit kulturellen und mentalen Faktoren zusammen, die Ressourcen bereithalten und das Dorfleben prägen. Umgekehrt haben mir die meisten Gesprächspartner mitgeteilt, dass trotz der gemeinsamen Erfahrung der Katastrophe jeder einzelne sie anders erlebt hat. Das hat einerseits vordergründige Ursachen, nämlich wo man sich zum Zeitpunkt des Geschehens gerade aufgehalten hat und welche Funktion man im Ort bekleidet, ob man zum Beispiel Arzt, Diakon, Mitglied der Feuerwehr, der Bergrettung usw. ist. Andererseits hat die Erfahrung der Katastrophe auch mit der individuellen Lebensgeschichte zu tun und insbesondere damit, inwieweit man betroffen war, ob man zum Beispiel verschüttet war oder gar Angehörige verloren hat.

Ich wollte ein Buch schreiben, das allgemein verständlich und nicht allein für Spezialisten von Interesse ist. Wissenschaft sollte sich nicht ausschließlich im Elfenbeinturm abspielen, sondern auch für eine breitere Leserschaft von Interesse sein, zumal es aus meiner Sicht kein Gütekriterium ist, wenn man sich möglichst kompliziert und unverständlich ausdrückt. Fachleute mögen es daher entschuldigen, wenn bestimmte Phänomene erklärt werden, die ihnen vollkommen geläufig sind. Umgekehrt mögen es aber auch die Nicht-Fachleute entschuldigen, wenn sie mitunter auf für sie wenig interessante methodische oder theoretische Überlegungen stoßen, die im wissenschaftlichen Kontext jedoch notwendig sind.

Jedenfalls verstehe ich das Buch auch als einen Beitrag zur volkskundlichen Gemeindeforschung, von der Paul Hugger sagt, dass sie nicht nur dem fachinternen Diskurs und eigenen wissenschaftlichen Ambitionen, sondern auch jenen dienen soll, über die man schreibt.[[31]](#footnote-31) Dabei habe ich ferner zu berücksichtigen versucht, was für Feldforschungen im Allgemeinen und für Ortsmonografien im Besonderen gilt:

„Sie müssen vom Respekt gegenüber der Explorationsgruppe getragen werden. Die Forschenden bleiben sich bewusst, dass es neben der Wahrheit des Forschers auch die Wahrheit der Erforschten gibt. Im Wissen darum werden sie ihre Wertungen vorsichtig anbringen“.[[32]](#footnote-32)

Das ist ein schmaler Grad, mit dem es sich ähnlich verhält wie in einer Psychotherapie, bei der man als Therapeut eine Mischung aus Empathie und Distanz benötigt, um professionell zu handeln. Einerseits bedarf es der Einfühlung und einer gewissen Identifikation, andererseits einer kritischen Perspektive, die „objektiv“ in der ursprünglichen Wortbedeutung sein sollte, nämlich im Sinn von „entgegenstellen“, „entgegentreten“. Das Buch sollte keine idealisierende Darstellung werden, zumal Einheimische sich in der Regel darüber im Klaren sind, wo es Probleme gibt. Idealisierende Arbeiten würden daher auch nicht ernst genommen werden – außer in autokratischen Regierungssystemen, und selbst dort nur in der offiziellen Diskussion. Andererseits muss man mit kritischen Äußerungen Vorsicht walten lassen, und das vor allem dann, wenn es um tiefenpsychologische Interpretationen geht, denn die sind teilweise für Außenstehende nicht nachvollziehbar (und auch für manche Wissenschafter nicht). Da aber die Existenz des Unbewussten Teil meines wissenschaftlichen Selbstverständnisses ist, wäre es mir schwergefallen, diesbezügliche Äußerungen gänzlich zu vermeiden. Auf der anderen Seite habe ich mitunter gewisse Gedankengänge abgebrochen, weil das Zu-Ende-Denken derselben mir zu brisant erschienen wäre. Und vereinzelt habe ich manches, was mir persönlich mitgeteilt wurde, nur in allgemeiner Form niedergeschrieben, ohne Namen zu nennen. Darüber hinaus wurde ein Interview in Absprache mit dem Informanten komplett anonymisiert. Insgesamt hoffe ich, damit einen Kompromiss gefunden zu haben, und dass ich nicht zu sehr vom schmalen Grad zwischen Einfühlung und Distanz abgewichen bin.

2 Wissenschaft ohne Methodenzwang oder:

Essentialismus und Konstruktivismus

Paul Feyerabend hat in seiner Schrift „Wider den Methodenzwang“ darauf hingewiesen, dass ein Blick in die Geschichte der Wissenschaften lehre, wie sehr diese von Komplexität, Chaos und Fehlern geprägt seien.[[33]](#footnote-33) Doch die wissenschaftliche Ausbildung verflache ihren Gegenstand, indem sie ihn „einförmiger, ‚objektiver‘ und strengen, unveränderlichen Regeln zugänglicher“ mache.[[34]](#footnote-34) Das zeitige zwar einen gewissen Erfolg, führe aber nicht nur zu einseitigen Perspektiven, sondern auch zu Alleinvertretungsrechten auf dem Gebiet der Erkenntnis im jeweiligen Fach. Diese seien jedoch in einem hohen Maße fragwürdig, weil erstens die Welt, welche man erforsche, hochgradig komplex und vielfach unbekannt sei, und weil zweitens eine solche Form der Ausbildung die Förderung von Individualität behindere. Mit dem letzten Kritikpunkt hat sich vor allem Wolf Wagner in seinem Buch „Uni-Angst und Uni-Bluff“ beschäftigt und dabei auf die subtilen Anpassungsmechanismen aufmerksam gemacht, die notwendig seien, um im Wissenschaftssystem Karriere zu machen: Zum Beispiel werde die Tendenz gefördert, sich möglichst kompliziert auszudrücken oder sich mit möglichst vielen Fremdwörtern zu schmücken, um andere einzuschüchtern.[[35]](#footnote-35) Oder es würden jene Nachwuchswissenschafter gefördert, die es verstünden, sich bei jenen Professoren beliebt zu machen, welche besonders eitel seien, denn diese umgäben sich am liebsten mit Ihresgleichen.[[36]](#footnote-36)

Daher neigt man dazu, sich an den gegenwärtigen Mainstream in den Wissenschaften anzupassen; man hofft auf große Akzeptanz und darauf, nicht mit allzu vielen Widersprüchen rechnen zu müssen, welche die eigene Karriere behindern könnten. Im Sinne „selbsterfüllender Prophezeiungen“[[37]](#footnote-37) kann es dann sein, dass man im Laufe der Zeit mehr und mehr von den „Glaubenssätzen“ der eigenen Disziplin überzeugt ist und so Gräben zwischen den Fächern aufgeschüttet werden, die kaum noch zu überbrücken sind. Einer jener Gräben ist der Gegensatz zwischen „Essentialisten“ und „Konstruktivisten“, der mit der Einteilung in Natur- und Geisteswissenschaften zu tun hat.[[38]](#footnote-38)

Trotz der viel beschworenen Interdisziplinarität ist die Zusammenarbeit zwischen diesen Disziplinen eher die Ausnahme als die Regel, und selbst gemeinsame Fachtagungen zeichnen sich oftmals tendenziell stärker durch ein Nebeneinander als ein Miteinander aus. Den Naturwissenschaften liegt das mechanistische Denken der Physik zugrunde, die in ihrer Erfolgsgeschichte seit der Frühen Neuzeit nachhaltig das Bild von der Natur geprägt hat.[[39]](#footnote-39) Zwar liegen den Gesetzen der Mechanik keine objektiven Wahrheiten zugrunde, aber für die Bearbeitung bestimmter Probleme sind sie hilfreich. Beispielsweise eignet sich das Newton’sche Trägheitsprinzip[[40]](#footnote-40) zur Berechnung der voraussichtlichen Bahn fester Gegenstände, einer Rakete etwa oder eines Wurfgeschosses. Aber es ist eine reduktionistische Welt, welche die Me­cha­nik entwirft, weil in dem Beispiel die Masse, um Berechnungen anzustellen, punktförmig zentriert gedacht wird und man darüber hinaus von Störfaktoren wie dem Luftwiderstand bzw. Windverhältnissen absehen muss, welche bei anderen Phänomenen, etwa dem freien Fall einer Gänsefeder, zu Hauptfaktoren werden.[[41]](#footnote-41) Hinzukommt, dass neuere Theorien wie Quantenphysik, Fuzzy Logic oder Systemtheorie das einfache kausalanalytische Weltbild der Mechanik relativiert haben.[[42]](#footnote-42) Daher hält zwar heutzutage in den theoretischen Naturwissenschaften niemand mehr die auf ihr fußenden Naturgesetze für das wirkliche Wesen der Natur, sondern nur noch für ein Denkmodell. Doch spielt dessen ungeachtet die überholte Vorstellung weiterhin eine große Rolle in der Alltagsdiskussion, im Physikunterricht der Schule, aber auch in verschiedenen Wissenschaften, welche den mechanistischen Entwurf zum Vorbild haben, etwa schulmedizinische Modelle[[43]](#footnote-43) oder die naturwissenschaftlich orientierte Psychologie.

III Chronologie und Erleben aus Sicht der Einheimischen

1 Vor der Katastrophe: Gefühl der Bedrohung

Wie bereits erwähnt, war die Straße nach Galtür vom 06. bis 12. und vom 17. bis 27. Februar 1999 gesperrt. Der 20. Februar war ein Samstag, also eigentlich Urlauberwechsel, doch die Touristen konnten nicht hinaus. „Wenn man durch das Dorf gegangen ist, da hat man gespürt, da ist etwas zum Zerreißen, etwas stimmt nicht“. Das habe daran gelegen, dass Gäste wie Einheimische zu wenige Informationen über die Gesamtlage gehabt hätten, meint der Bürgermeister. Daher habe man in der Zeit vor der Katastrophe Informationsabende veranstaltet, um die Touristen zu beruhigen. Doch am 23. Februar, dem Tag der Katastrophe, müsse etwas in der Luft gelegen sein, denn „zuhause beim Mittagessen, da habe ich zu meiner Frau gesagt: ‚Ich weiß nicht, es passt mir nicht so gut, und ich weiß nicht, was heute los ist‘“.[[44]](#footnote-44) Am Nachmittag war dann das Fassdaubenrennen, eine Juxveranstaltung, bei der die Touristen auf Fassdauben statt auf Schiern die Straße vom Pfarrhaus zum Dorfplatz hinabglitten. Anton Mattle konnte das Geschehen genau beobachten, da sich sein Büro in unmittelbarer Nähe der Veranstaltung befand, und vor allem konnte er es hören, weil die Musik so laut war. Einerseits war die Stimmung ausgelassen, andererseits war die Situation angespannt, weil die Gäste in Galtür eingesperrt waren und die Bewegungsfreiheit innerhalb des Dorfes massiven Einschränkungen unterlag. Es wurden sogar Wachposten aufgestellt, weil „die Leute nach diesen sechs Tagen des Eingesperrt-Seins die Sperren missachtet haben, weil sie geglaubt haben, es passiert ohnehin nichts“.[[45]](#footnote-45)

Das war vor allem aus Sicht der Einheimischen eine fragile Konstellation, die noch durch die momentanen Witterungsbedingungen angeheizt wurde. Es schneite ununterbrochen, und Dorfbewohner meinten, es wäre nun wirklich an der Zeit, dass sich das Wetter bessert. Wegen der eingeschränkten Sicht war es nämlich nicht möglich, sich ein Bild von den potentiellen Gefahren zu machen, „weil man schon lange nicht mehr auf den Berg hinauf gesehen hat, wie viel Schnee tatsächlich oben liegt. Man konnte die allgemeine Situation nicht mehr so richtig einschätzen“.[[46]](#footnote-46) Das sind die Worte eines erfahrenen Schilehrers, und es ist klar, dass dieses Informationsdefizit die Verantwortlichen dazu veranlasste, die Bewegungsfreiheit massiv einzuschränken, um auf Nummer sicher zu gehen. Gleichzeitig war eine große Verunsicherung vorhanden, da man wegen der enormen Neuschneemengen und in Anbetracht der zahlreichen Lawinenabgänge in der näheren Umgebung nicht wusste, was noch geschehen könnte.

Ein Gefühl der Bedrohung hatte sich breitgemacht – nicht nur unter den Gästen, sondern auch und vor allem unter den Einheimischen, für die massive Schneemengen und Lawinenabgänge eigentlich nichts Außergewöhnliches sind. Aber dieser Februar war anders: Der Ort war seit Tagen von der Umwelt abgeschnitten, Wege wurden gesperrt,

„man war halt schon längere Zeit eingeschlossen, es hat immer geschneit und geschneit und geschneit, es war halt sehr bedrückend. Und irgendwann kommt dann […] die Ahnung dazu, dass das sehr, sehr, sehr, sehr viel Schnee hat, ja, es ist dann logisch, dass […] irgendwo etwas kommt“,

meint Karoline Hussein.[[47]](#footnote-47) Auch ihre Arbeitskollegen hätten diese Befürchtungen geteilt und gehofft, dass nichts passiert. Karl Gatt, der Diakon, hatte ebenfalls ein „komisches“ Gefühl, „wenn es solange schneit, wenn solange die Straße gesperrt ist. Ich meine, wenn man solange in einem Ort wohnt, dann weiß man ganz genau, da ist viel Schnee, hoffentlich passiert nichts“.[[48]](#footnote-48)

In Kapitel IV 4.2 werden wir versuchen, das durch die Überfülle erzeugte Gefühl der Bedrohung etwas tiefgehender zu verstehen, indem wir es in Beziehung setzen zum Begriff des Unheimlichen. In diesem ist nämlich die Wortwurzel „Heim“ enthalten, die etwas Gegensätzliches beinhaltet, zugleich das „Heimelige“ und das „Heimliche“, wobei Letzteres recht bald „unheimlich“ werden kann.

Nachdem sich eine Katastrophe ereignet hat, erscheinen die Abläufe *vor* dem Geschehen oftmals in einem anderen Licht. In Chroniken aus vergangenen Jahrhunderten ist immer wieder von Vorzeichen oder Prophezeiungen die Rede, aus denen man hätte schließen können, dass etwas Schreckliches bevorsteht. Im Hintergrund solcher Vorstellungen steht ein traditionelles christliches Weltbild, das Katastrophen in Zusammenhang mit göttlichem Wirken betrachtet. Gott straft die Menschen für ihre Sünden, doch geht er nicht willkürlich vor, da er Unbescholtene warnt, indem er zu ihnen spricht, ihnen Vorzeichen schickt oder jemanden Prophezeiungen aussprechen lässt.[[49]](#footnote-49) Das ist eine Auffassung, die in modernen Gesellschaften nur noch von wenigen nachvollzogen werden kann. Heute betrachtet man es pragmatischer, wie das folgende Zitat von Walter Köck deutlich macht:

„So geht es halt mit Prophezeiungen! Ausgerechnet im Katastrophenjahr 1999, wo die Voraussagen von Lawinen im Paznaun wirklich keine Kunst gewesen ist, hörte man: Die Diasbachlawine in Kappl wird heuer so groß wie nie herunterkommen und furchtbaren Schaden anrichten. Nicht nur die Kappler, das ganze Tal hat nach den schweren Schneefällen im Februar mit Bangen auf ihren Abgang gewartet … umsonst! Praktisch ohne Verbauung mit Schneebrücken blieb sie die einzige prominente Lawine im Tal, die nicht herunterkam. Ich habe in meinem Leben nie ein wichtiges Ereignis erlebt oder von ihm gehört, das, vorher prophezeit, wirklich eingetroffen ist, hinterher gibt es immer viele Hellseher“.[[50]](#footnote-50)

Im Nachhinein ist man immer klüger, und dann ist es auch keine Kunst, bestimmte Geschehnisse oder Stimmungen, die man zuvor bemerkt hat, mit einem besonderen Bedeutungsgehalt aufzuladen. Aber in diesem Fall dürften die Verhältnisse anders liegen, da die Einheimischen bereits vor der Katastrophe ein mulmiges Gefühl und offensichtlich Angst gehabt haben dürften. Es schneite ununterbrochen, man konnte die Verhältnisse im Gipfelbereich der Berge mangels Sicht nicht einschätzen, und man fürchtete, dass die seit Tagen eingesperrten Gäste unruhig werden. Daher ist es nicht wahrscheinlich, dass die angespannte Situation, von denen in mehreren Interviews die Rede ist, eine Konstruktion aus nachträglicher Sicht ist, sondern tatsächliche Gefühle aus der Zeit unmittelbar vor dem Lawinenabgang widerspiegelt.

Etwas war dann aber doch auffällig, eine Begebenheit, auf die im Nachhinein ein ganz anderes Licht fällt. Als der ehemalige Schuldirektor und Ortschronist Georg Juen sen. am Freitag, dem 27. Februar, die Särge der Verstorbenen in der Kriegergedächtniskapelle fotografieren ging, schaute er auch in der Schule vorbei. Im Raum der dritten Klasse fiel ihm ein Text auf, den die Religionslehrerin in der letzten Unterrichtsstunde vor der Katastrophe an die Tafel geschrieben hatte. Er lautet folgendermaßen: „Fastenzeit beginnt und dauert 40 Tage. ‚Bedenke Mensch, dass du Staub bist und wieder zum Staub zurückkehren wirst‘“.[[51]](#footnote-51)

Im Gespräch mit mir meinte Georg Juen, dass ihm dieser Spruch zu denken gegeben habe. Auf die Tafel wurde er am letzten Unterrichtstag *vor* dem Lawinenabgang geschrieben, und er stand noch da, als der ehemalige Volksschuldirektor das Klassenzimmer *nach* der Katastrophe betrat. Dadurch habe der Satz für ihn einen ganz anderen Sinn bekommen: „War das Zufall, das kann man auch nicht sagen. Geplant war es einmal nicht in dieser Art, weil sie [= die Religionslehrerin] es ja nicht wissen hat können – aber […] das ist eine sonderbare Fügung“.[[52]](#footnote-52)

Der biblische Ausspruch, „Bedenke Mensch, dass du Staub bist und wieder zum Staub zurückkehren wirst“,[[53]](#footnote-53) gehört zur Liturgie der katholischen Aschermittwochs-Gottesdienste. Der Priester besprengt die Asche verbrannter Palmzweige mit Weihwasser und zeichnet den Gottesdienstbesuchern ein Aschekreuz auf die Stirn. Dazu spricht er die nämlichen Worte. Die Asche gemahnt an die Vergänglichkeit des Menschen und macht darauf aufmerksam, dass Altes vergehen muss, damit Neues entstehen kann.

Rational betrachtet ist es nicht ungewöhnlich, wenn am Ende des Faschings im Religionsunterricht die 40-tägige Fastenzeit besprochen wird, welche für Katholiken einen hohen Stellenwert hat.[[54]](#footnote-54) Da aber das Bibelzitat am letzten Schultag vor der Lawine auf die Tafel geschrieben wurde und solange stehenblieb, bis die Katastrophe vorbei und der Großteil der Rettungsmaßnahmen beendet waren, war es möglich, ihr einen zusätzlichen Bedeutungsgehalt zu geben. Denn eine Gemeinsamkeit zwischen dem geistigen Gehalt der Fastenzeit und dem katastrophalen Geschehen besteht in der Vergänglichkeit des Menschen, das heißt darin, dass man jederzeit aus dem Leben gerissen werden kann.

2 Selbsthilfe der Einwohner nach der Katastrophe

2.1 „Als hätte eine Bombe eingeschlagen“

Die Galtürer sind es gewohnt, selbstständig zu handeln. Das hat mit mentalen Strukturen zu tun, die das Leben „am Rande der Welt“ mit sich bringt. Im Winter sind die Verkehrsverbindungen zu Lande und in der Luft zeitweise unterbrochen, und auch wenn sie es nicht sind, kann wertvolle Zeit verstreichen, bis Hilfe von außen kommt. Bei manchen Einheimischen spielt darüber hinaus das Walsertum eine Rolle, genauer das Bewusstsein, einer Minorität anzugehören, die es seit jeher gewohnt ist, auf eigenen Füßen zu stehen, weil sie sich hoch oben im Gebirge und weit entfernt von den Zentren der politischen Macht niedergelassen hat. Außerdem ist ein Großteil der Bevölkerung in das Vereinsleben integriert, „entweder als Skilehrer, Bergführer oder […] bei der Feuerwehr […] – und das sind fast alle“, sagt der Gemeindearzt Fritz Treidl. Mit Blick auf die Katastrophe fügt er kurz und bündig hinzu: „Die haben gewusst, was sie zu tun haben“.[[55]](#footnote-55) Sie seien vertraut mit Lawinenunglücken und wüssten zum Beispiel, wie man eine Sondierkette aufstellt.[[56]](#footnote-56) Daher war es für die Einheimischen klar, dass sie selbstständig Hilfe organisieren, und das möglichst rasch, weil die Chance, aus einer Lawine lebend herauszukommen, natürlich umso größer ist, je eher man gerettet wird.

Zu handeln hat in einer solchen Situation außerdem eine psychohygienische Funktion: Das Ausmaß des Desasters ist derart überwältigend, dass es besser ist, tätig zu sein, als durch die Reflexion des Erfahrenen überwältigt zu werden. Eine Katastrophe kann für Unbeteiligte nicht eigentlich nachvollziehbar gemacht werden, das wurde bereits erwähnt. Man greift auf bildliche Ausdrücke zurück, um dem Erleben Gestalt zu verleihen, und dazu eignen sich neben anthropomorphisierenden Bezeichnungen auch Vergleiche mit kriegerischem Geschehen. Bis zur Pfarrkirche sei es „eine heile Welt“ gewesen, doch „dahinter hat es wirklich ausgeschaut, als hätte eine Bombe eingeschlagen“.[[57]](#footnote-57) Der Kontrast zwischen zerstörten und verschont gebliebenen Ortsteilen kommt auch in dem folgenden Zitat zum Ausdruck:

„Blauer Himmel, tief verschneite Berge – ein Wintermärchen. Und 500 Meter weiter ein Szenario, wo man nicht weiß: Hat da eine Bombe eingeschlagen, oder ist man da im falschen Film, oder warum ist das gerade da passiert? – Fassungslosigkeit!“,

schreibt Nikolaus Raggl in einem E-Mail an mich.[[58]](#footnote-58) Die Folgen der Lawine hätten ein Ausmaß gehabt wie ein „Bombenanschlag“, der Luftdruck habe „alles zerrissen“.[[59]](#footnote-59) Es war wie der „Weltuntergang […], man kann es sich nicht vorstellen“.[[60]](#footnote-60) Werner Jehle, der als letzter Überlebender aus der Lawine geborgen wurde und erst in der provisorischen Unfallstation wieder erwachte, meinte:

„Viel schlimmer kann es wahrscheinlich im Krieg irgendwo in einem Lazarett oder so auch nicht gewesen sein. Das war richtig schlimm, da haben viele geweint, und Mütter und Väter haben die Kinder verloren oder Frauen die Männer, das war richtige Krisenstimmung“.[[61]](#footnote-61)

Ähnlich sieht es der Gemeindearzt:

„Ich habe mir das nicht erwartet, und ich meine, ich habe viele Sachen erwartet, dass irgendwo einer sich verletzt, aber das dann auf einmal von mir aus 50 oder noch mehr verschüttet sind und in einer Nacht 31 Menschen sterben und ich das sozusagen miterleben muss, das, das ist mir vorgekommen eher wie ein Kriegsszenario als wie sonst etwas“.[[62]](#footnote-62)

Im Anschluss an diese Sätze vergleicht Fritz Treidl das, was er am 23. Februar erlebt hat, mit der „wilden Natur“. Es ist ein eindrucksvoller, bewegender Vergleich, und er soll in seiner ganzen Länge zitiert werden, auch mit den sprachlichen Unzulänglichkeiten, welche das mündliche Erzählen im Allgemeinen und emotional bewegende Erinnerungen im Besonderen mit sich bringen:

„Ich kenne so etwas aus der Natur sehr wohl, ich meine, manchmal, wenn ich im Fernsehen geschaut hab, wie, wie eine, ja, wie irgendwo am Meer eine Ente schwimmt, und, und drei, vier so junge Küken neben sich hat, und oben sind von mir aus Seemöwen oder irgendwelche Vögel, die der Reihe nach der [Ente] die Kinder wegnehmen, bis sie dann schlussendlich alleine schwimmt, und die ganzen Kinder sind weg, so hilflos kommt man sich da vor. Und ich habe das auch in der Natur erlebt beim Wandern, dass da plötzlich irgendwie, ja, da, da, da fliegen vier, fünf Dohlen herum, oder, oder sind es mehr? Und auf einmal kommt irgendein Raubvogel und pickt aus der Runde da jemanden raus, und die anderen können da nur schimpfen, und dann löst sich‘s auf, und irgendwann ist wieder Ruhe, und der Vogel kehrt mit seiner Beute zurück. Das ist mir eher so, das hat mich eher so an das, an so [Pause] wilde Natur erinnert als an alles, was ich bisher vorher gesehen habe“.[[63]](#footnote-63)

Treidl vergleicht die Katastrophe mit einem darwinistisch geprägten Bild von der Natur, in der es friedliche neben aggressiven Tieren gibt und die Stärkeren auf Kosten der Schwächeren überleben. Eine Ente schwimmt mit ihren Küken auf dem Wasser, doch Seemöwen tragen diese der Reihe nach fort, wobei jene dem ganzen Treiben hilflos zuschauen und am Ende alleine weiterschwimmen muss. Aus einer Reihe von Dohlen pickt sich ein Raubvogel eine heraus, doch die Übriggebliebenen können nur hilflos schimpfen und zusehen, bis sich alles wieder aufgelöst hat.

Das ist ein erschreckender und zugleich passender Vergleich. Erschreckend ist er deswegen, weil das tragische Geschehen gewissermaßen entmenschlicht wird, indem eine blinde Naturgewalt wütend um sich schlägt und wahllos Opfer niederstreckt. Das erinnert an Alfred Hitchcocks Film „Die Vögel“ (USA 1962), der auf eine Kurzgeschichte der britischen Schriftstellerin Daphne du Maurier aus dem Jahr 1952 zurückgeht.[[64]](#footnote-64) Während man du Mauriers Erzählung als Symbol für den Luftkrieg der Nationalsozialisten gegen England verstehen kann, gibt Hitchcocks Verfilmung einige Rätsel hinsichtlich der Interpretation auf, was auch vom Regisseur so intendiert war.[[65]](#footnote-65) Es geht, mit anderen Worten, in dem Film um absurde, sinnlose und unverständliche Aggressivität, mit der die Menschen konfrontiert und der sie hilflos ausgeliefert sind.

Bedenkt man dies, dann ist der Vergleich zwischen der Katastrophe und der „wilden Natur“ nicht nur erschreckend, sondern auch passend. Denn es ist ein Geschehen, das mit seiner blind um sich schlagenden Vernichtungskraft sinnlos und unverständlich erscheint. Gleichzeitig erweckt es, wie die Angriffe der Vögel bei Daphne du Maurier, Erinnerungen an kriegerische Handlungen, die von Betroffenen oftmals als völlig absurd erlebt werden. Es handelt sich dabei um ein verbreitetes Vergleichsmuster bei Katastrophen, das sich auch in einer Vielzahl historischer Quellen nachweisen lässt.[[66]](#footnote-66) Als zum Beispiel durch die verheerende Sturmflut vom 17. Februar 1962 große Teile der Hansestadt Hamburg in Mitleidenschaft gezogen wurden, sprachen die Zeitungen von „Tod und Zerstörung wie in den Bombennächten“[[67]](#footnote-67) und davon, dass Erinnerungen an jene verhängnisvollen Tage des Zweiten Weltkriegs aufflammen, „in denen Bomben und Feuer unsere Stadt heimsuchten. Auf trocknen Straßen muss man durch Krater wie Bombentrichter klettern“.[[68]](#footnote-68)

Es gibt aber noch einen weiteren Aspekt, der den Vergleich mit der „wilden Natur“ treffend erscheinen lässt. Der Kulturwissenschafter Hartmut Böhme spricht davon, dass Elementarkatastrophen „mit einer energetischen Wucht eintreten, die alle gesellschaftlichen Abgrenzungssysteme durchschlagen und darum den ganzen Leib mitreißen“.[[69]](#footnote-69) Daher sind nicht nur die Körper der Opfer bedroht oder werden geschädigt, sondern auch Einrichtungen der uns gewohnten Zivilisation, wie das Dorf oder das Haus. Sie bilden in einem weiteren Sinn, ähnlich der Kleidung, eine leibliche Abgrenzung gegenüber der Umwelt. All das ist infrage gestellt, und darum ist die Verunsicherung der Betroffenen in einer solchen Situation von existentieller und elementarer Natur.

Der Begriff „elementare Natur“ weist darauf hin, dass eine „Elementarkatas­trophe“ mit den vier Elementen Feuer, Wasser, Erde und Luft zu tun hat.[[70]](#footnote-70) Bei der Katastrophe von Galtür war es das Wasser, welches in gefrorener Form Teile des Ortes verwüstet hat. Es hat aber auch in seiner gewöhnlichen Form, zumindest in übertragener Bedeutung, mit unserem Thema zu tun, wie das folgende Zitat des Hoteliers Luggi Salner deutlich macht.

„Meine Frau und ich sind im Eingangsbereich unseres Hotels gestanden, als die Lawine kam. Ich habe zur Straße hinausgeschaut und habe dort plötzlich eine riesige Welle auf mich zuschießen gesehen. Das war, wie man es in so Hawaii-Filmen sieht. Diese Welle war 30 bis 40 Meter hoch und dunkel. Ich habe gedacht, das gibt es nicht, ich bin im falschen Film“.[[71]](#footnote-71)

Salner vergleicht die auf ihn zukommende Lawine mit einer Welle, wie man sie aus Filmen über Hawaii kennt. Und diese Welle ist ein so gewaltiges Etwas, dass sie jede Vorstellungskraft sprengt, denn Salner glaubt, er wäre „im falschen Film“. Vom „falschen Film“ war bereits im E-Mail von Nikolaus Raggl die Rede – in Anbe­tracht seiner Fassungslosigkeit über den zerstörten Teil des Dorfes. Das ist ein berechtigter Vergleich, denn derartige Vorkommnisse werden uns in der Regel nur über das Fernsehen ins Haus gebracht. Selber erleben wir sie normalerweise nicht, betroffen sind zumeist die „Anderen“. Das aber waren in dem Fall die Einwohner Galtürs und ihre Gäste.

2.2 „Jeder hat seine eigene Geschichte“

2.2.1 Der Bürgermeister

Als es gegen 16 Uhr mit einem Schlag finster wurde, verließ Anton Mattle sogleich sein Büro im Gemeindeamt und lief hinauf zur Kirche. Mehrere Leute kamen ihm entgegen und teilten ihm mit, dass eine besonders große Lawine abgegangen sei. Er löste daraufhin den alpinen Notruf aus, doch Einheimische hatten sich bereits auf den Weg gemacht, um Menschenleben zu retten.[[72]](#footnote-72) Die Galtürer wissen aus langjähriger Erfahrung, was in einem solchen Fall zu tun und dass Eile geboten ist. Der Bürgermeister kehrte in sein Büro zurück, weil ihm klar war, dass er dort gebraucht wurde.

„Oft habe ich mir dann überlegt, jetzt würde ich gescheiter hinausgehen und eine Sonde nehmen, weil ich das als Bergrettungsmann gelernt habe, und helfe denen draußen suchen. Aber natürlich habe ich gleichzeitig festgestellt: Wenn nicht einer da ist, der versucht, die Dinge zu koordinieren, dann funktioniert das nicht, und irgendwie mussten wir ja die Hilfe nach außen aufbauen. So war ich halt da und habe mich tatsächlich unheimlich alleine gefühlt“.[[73]](#footnote-73)

Als der Bürgermeister etwas später hörte, dass Menschen ums Leben gekommen waren, war „das erste Mal dieser Tod so unheimlich nahe, weil man bis dahin ja noch gehofft hat“.[[74]](#footnote-74) Im selben Augenblick erinnerte er sich an das Lawinenunglück von Blons im Großen Walsertal anno 1954, und er spürte Angst, denn dort kam es zu einem zweiten Lawinenabgang mit Todesfolge, nachdem bereits die erste Lawine verheerend gewirkt hatte.[[75]](#footnote-75) Mattle überlegte: Was ist, wenn sich in Galtür das gleiche wiederholt, wenn eine zweite Lawine ins Tal stürzt? 300 bis 400 Menschen im Rettungseinsatz, ein bitterkalter Schneesturm mit Spitzengeschwindigkeiten von 120 Kilometern in der Stunde und völlige Dunkelheit.

„Die Hilfsmannschaften hat man mit Funk nicht erreicht, weil man den Funk einfach nicht gehört hat, so hat es gestürmt […]. Und dann habe ich entschieden, ich brauche zwei, drei gute Leute, die müssen mir jetzt in der Entscheidung helfen: Können wir weitersuchen, oder ist das zu gefährlich?“[[76]](#footnote-76)

Er holte dann einige kompetente Personen zu sich, unter anderem Hugo Walter, einen erfahrenen Bergführer und Mitglied der Lawinenkommission. Dieser habe gemeint: „Da oben ist kein Taschentuch voll Schnee mehr“,[[77]](#footnote-77) weil die Lawine alles mit hinuntergerissen habe. Das habe dann allgemeiner Einschätzung entsprochen, und daher sei weitergearbeitet worden, um nach den Verschütteten zu suchen. Mattle und seine Kollegen bemühten sich darum, eine Struktur in die chaotischen Zustände zu bringen, indem sie sich einen Überblick darüber verschafften, wer vermisst wird. Sie forschten nach, welche Häuser zerstört sind und wo Leute fehlen, um diese Informationen mit den Meldeblöcken der Vermieter abzugleichen.

„Das hat dann gut funktioniert, und dann habe ich gebeten, es möge mein Vizebürgermeister, der Lorenz Martin, bei mir bleiben, weil es für mich alleine nicht mehr zu ertragen war. 1000 Anrufe, die Medien, die Behörden, jeder wollte wissen, wie und was, und es war dann einfach für mich alleine zu viel. Und so sind der Martin Lorenz und ich, wir waren die ganze Nacht da im Gemeindeamt und haben versucht zu koordinieren“.[[78]](#footnote-78)

Als am nächsten Morgen die ersten Hilfsmannschaften von auswärts kamen, war der Bürgermeister zwar teils entlastet, doch zeichneten sich weitere seelische Belastungen ab. Nicht wegen etwaiger Schuldgefühle, *weil* eine Lawine in einem bis dahin als sicher geltenden Ortsteil Tod und Verwüstung gebracht hatte – das war für niemanden vorhersehbar. Aber *dass* eine Lawine kam, obwohl den Gästen während der Informationsabende mitgeteilt worden war,

„ja, wir bemühen uns, ja es wird nichts passieren – und dann passiert so etwas. Und wir mussten uns wieder vor dieselben Gäste hinstellen und ihnen sagen: Wir organisieren jetzt eine Evakuierung […]. Das war unheimlich schwierig dieser Schritt, wieder vor die Gäste zu gehen und ihnen das mitzuteilen“.[[79]](#footnote-79)

Daher war es für Mattle auch eine Bürde, zu den Hinterbliebenen zu gehen und ihnen die traurigen Botschaften zu übermitteln. Am Donnerstag oder Freitag wollten zwei niederländische Frauen mit ihm sprechen, die ihren Mann und ihre Kinder verloren hatten. „Und vor diesem Gespräch habe ich unendlich viel Angst gehabt, weil da habe ich das Gefühl gehabt, da kommst du jetzt runter, und dann bekommst du Vorwürfe, Vorwürfe, Vorwürfe“. Stattdessen bedankten sie sich jedoch bei den Galtürern dafür, „dass man ja wirklich rund um die Uhr immer gearbeitet hat, um eben ihre vermissten Kinder und die Männer noch zu finden“.[[80]](#footnote-80)

Mit Sorge wurde auch die Ankunft der Journalisten erwartet, die am Samstag hineingeflogen wurden.

„Da hatten wir unheimlich großer Angst vor den Fragen und haben dann richtig offiziell irgendwie eine Pressekonferenz organisiert, und wir haben halt von dem gesprochen, was wir gewusst haben. Die Journalisten, zumindest die Anwesenden, waren dann auch nicht so schwierig in ihren Fragestellungen“.[[81]](#footnote-81)

Die „zweite Lawine“, nämlich die „Medienlawine“, wurde dann allerdings doch noch zu einer Belastung – wegen der massiven Vorwürfe vor allem aufseiten der deutschen Presse, aber davon soll an anderer Stelle die Rede sein.[[82]](#footnote-82) Nachdem alle Vermissten geborgen waren, zogen auswärtige Helfer und Medien wieder ab, „und dann waren wir alleine für eine Woche, zehn Tage“,[[83]](#footnote-83) wobei es der bewusste Wunsch der Galtürer war, in aller Ruhe zu trauern und die Einheimischen zu begraben.

2.2.2 Der Gemeindearzt

Für Dr. Fritz Treidl, den Gemeindearzt, war die Situation bereits einige Zeit vor der Katastrophe angespannter als gewöhnlich. Die Straße war seit mehreren Tagen gesperrt, sodass Verletzte, die eigentlich ins Spital gehört hätten, von ihm betreut werden mussten. Außerdem waren sehr viele Leute im Ort, die ärztlicher Hilfe bedurften, neben Einheimischen vor allem Gäste und zusätzliches Personal. Dennoch wurde er vom Ausmaß der Katastrophe völlig überrascht, und das, obwohl er mit

Literatur

Abel, Carl 1884: Über den Gegensinn der Urworte. Leipzig: Friedrich.

Adler, Alfred 1973: Individualpsychologie in der Schule. Vorlesungen für Lehrer und Erzieher. Frankfurt am Main: Fischer [Orig.: 1929].

Adler, Alfred 1978: Lebenskenntnis. Frankfurt am Main: Fischer.

Adler, Alfred 2007a: Persönlichkeit und neurotische Entwicklung. Frühe Schriften (1904–1912). Studienausgabe, Bd. 1. Hg. von Almuth Bruder-Bezzel. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Adler, Alfred 2007b: Menschenkenntnis. Studienausgabe, Bd. 5. Hg. von Jürg Rüedi. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht [Orig.: 1927].

Aichelin, Helmut 1976: Dämonenglaube und Exorzismus. Stellungnahmen und Perspektiven. In: Orientierungen und Berichte der Evangelischen Zentralstelle für Weltanschauungsfragen, Nr. 5, September 1976. Internet: <http://www.ekd.de/ezw/dateien/EZWOB5.pdf> (19.04.2009).

Alpenburg, Johann Nepomuk Ritter von 1857: Mythen und Sagen Tirols. Zürich: Meyer und Zeller [Nachdruck Vaduz: Sändig 1990].

Alpinarium Galtür (Hg.) 2004: Die Lawine. Galtür: Alpinarium Galtür / Innsbruck: StudienVerlag.

Amery, Carl 1972: Das Ende der Vorsehung. Die gnadenlosen Folgen des Christentums. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Ammann, Walter J. 2004: Die Entwicklung des Risikos infolge Naturgefahren und die Notwendigkeit eines integralen Risikomanagements. In: Gamerith u.a., S. 259–267.

Anderson, Walter 1937: Sintflut. In: HDA, Bd. 8, Sp. 6–11.

Antonovsky, Aaron 1997: Salutogenese. Zur Entmystifizierung der Gesundheit. Tübingen: Deutsche Gesellschaft für Verhaltenstherapie.

Aquilera, Donna C. 2000: Krisenintervention: Grundlagen – Methoden – Anwendung. Bern: Huber.

Arens, Janka, Markus Peick, Meike Srowik 2006: Warum Männer weniger lachen. 100 weitere Alltagsphänomene wissenschaftlich erklärt. 2. Aufl. München: Beck (Beck’sche Reihe, Bd. 1697).

Aristoteles 1995: Physik. In: Philosophische Schriften in sechs Bänden, Bd. 6. Hamburg: Mei­­ner, S. 1–258.

Aristoteles 1999: Metaphysik. 2. Aufl. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Bach, Adolf 1960: Deutsche Volkskunde. 3. Aufl. Heidelberg: Quelle & Meyer.

Bacher, Heimo Arndt 2004: Risiko Berg – Beobachtungen des gesellschaftlichen Umgangs mit alpinen Naturgefahren. Diplomarbeit im Fach Geografie, Fakultät für Human- und Sozialwissenschaften der Universität Wien.

Bachmann-Medick, Doris 2009: Spatial Turn. In: Doris Bachmann-Medick (Hg.): Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften. 3. Aufl. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt (Rowohlts Enzyklopädie, Bd. 55675), S. 284–328.

Bächtold-Stäubli, Hanns (Hg.) 1927–1942: Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens   
(= HDA), 10 Bde. Berlin, Leipzig: de Gruyter (Nachdruck Berlin, New York: de Gruyter 1987).

Bammé, Arno u.a. 1983: Maschinen-Menschen – Mensch-Maschinen. Grundrisse einer sozialen Beziehung. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Balint, Michael 1999: Angstlust und Regression. 5. Aufl. Stuttgart: Klett-Cotta.

Bareuther, Herbert u.a. (Hg.) 1989: Forschen und Heilen. Auf dem Weg zu einer psychoanalytischen Hochschule. Beiträge aus Anlass des 25-jährigen Bestehens des Sigmund-Freud-Instituts. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Bausinger, Hermann 1958: Strukturen des alltäglichen Erzählens. In: Fabula 1, S. 239–254.

Beck, Ulrich 2007: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Becker, Horst Dieter, Bernd Domres, Diana von Finck (Hg.) 2001: Katastrophe: Trauma oder Erneuerung? Tübingen: Attempto.

Behringer, Wolfgang 2007: Kulturgeschichte des Klimas. Von der Eiszeit bis zur globalen Erwärmung. München: Beck.

Behringer, Wolfgang, Hartmut Lehmann, Christian Pfister (Hg.): Kulturelle Konsequenzen der „Kleinen Eiszeit“. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2005 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, Bd. 212).

Beitl, Matthias 2000: Der 23. Februar ‘99 kostete viele Menschenleben … Galtür – eine Erinnerung. In: Edelweiss aktuell. Zeitschrift des Österreichischen Alpenvereins, Heft 1, Februar/März, S. 2f.

Beitl, Richard 1982: Im Sagenwald. Neue Sagen aus Vorarlberg. Bregenz: Vorarlberger Literarische Gesellschaft [Erstauflage Feldkirch 1953].

Beitl, Richard 2007: Untersuchungen zur Mythologie des Kindes. Berlin, Univ., unveröffentlichte Ha­bilitationsschrift 1933. Hg. von Bernd Rieken und Michael Simon. Münster u.a.: Waxmann (Mainzer Beiträge zur Kulturanthropologie/Volkskunde. Herausgegeben von der Gesellschaft für Volkskunde in Rheinland-Pfalz e.V., Bd. 1).

Berz, Gerhard 2001: Naturkatastrophen an der Wende zum 21. Jahrhundert: weltweite Trends und Schadenspotentiale. In: Linneweber, Volker (Hg.): Zukünftige Bedrohungen durch (anthropogene) Naturkatastrophen. Bonn: Deutsches Komitee für Katastrophenvorsorge e.V., S. 4–14.

Beste, Ralf u.a. 2005: Wand aus Wasser. In: Der Spiegel, Nr. 1, S. 96ff.

Böhme, Gernot, Hartmut Böhme 2004: Feuer, Wasser, Erde, Luft. Eine Kulturgeschichte der Elemente. München: Beck (Beck’sche Reihe, Bd. 1565).

Böhme, Hartmut 1988: Natur und Subjekt. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Böhme, Hartmut 1996: Die vier Elemente: Feuer, Wasser, Erde, Luft.­ Im Internet unter: <http://www2.culture.hu-berlin.de/hb/static/archiv/volltexte/pdf/Elemente.pdf> (08.06.2009). Auch in: Christoph Wulf (Hg.): Vom Menschen. Handbuch der historischen Anthropologie. München: Beck, S. 17–46.

Böhme, Hartmut 2000: Anthropologie der vier Elemente. In: Kunst- und Ausstellungshalle der BRD (Hg.): Wasser (anlässlich des internationalen Kongresses, der vom 21.–25. Oktober 1998 im Forum der Kunst- und Ausstellungshalle der BRD stattgefunden hat). Red.: Bernd Busch, Larissa Förster. Köln: Wienand (Schriftenreihe Forum, Bd. 9: Elemente des Naturhaushalts, 1), S. 17–37.

Bohle, Hans-Georg 2008: Leben mit Risiko – *Resilience* als neues Paradigma für die Risikowelten von morgen. In: Felgentreff und Glade, S. 435–441.

Bohle, Hans-Georg, Thomas Glade 2008: Vulnerabilitätskonzepte in Sozial- und Naturwissenschaften. In: Felgentreff und Glade, S. 99–119.

Bonz, Jochen 2008: Subjekte des Tracks. Ethnografie einer postmodernen / anderen Subkultur. Berlin: Kadmos.

Boothe, Brigitte 2004: Der Patient als Erzähler in der Psychotherapie. Gießen: Psychosozial.

Borst, Arno 1990: Barbaren, Ketzer und Artisten. Welten des Mittelalters. 2. Aufl. München, Zürich: Piper.

Bortz, Jürgen 1984: Lehrbuch der empirischen Forschung. Heidelberg: Springer.

Bortz, Jürgen, Nicola Döring 2006: Forschungsmethoden und Evaluation für Human- und Sozialwissenschaftler. 4. Aufl. Heidelberg: Springer.

Brackert, Helmut 1976 (Hg.): Das Nibelungenlied. Mittelhochdeutscher Text und Übertragung, 2 Teile. Frankfurt am Main: Fischer.

Brahms, Albert 1767: Anfangs-Gründe der Deich- und Wasser-Baukunst, oder Gründliche Anwei­sung, wie man tüchtige haltbare Dämme wider die Gewalt der grössesten See-Fluthen bauen... könne. 2. Aufl. Aurich 1767 [Nachdruck Leer: Schuster 1989; darin auch 2. Teil, 2. Aufl. Aurich 1773].

Brauchle, Gernot u.a. 2000: Notfallpsychologie oder Psychotherapie? Aufgaben und Einsatzkriterien psychologischen Handelns in Großschadensereignissen. In: Psychologie in Österreich 20, 5 [Schwerpunktthema Notfallpsychologie und Psychotraumatologie], S. 260–264.

Brednich, Rolf Wilhelm 1990: Die Spinne in der Yucca-Palme. Sagenhafte Geschichten von heute. München: Beck (Beck’sche Reihe, Bd. 403).

Brednich, Rolf Wilhelm (Hg.) 2001: Grundriss der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. 3. Aufl. Berlin: Reimer.

Brednich, Rolf Wilhelm, Annette Schneider, Ute Werner (Hg.) 2001: Natur – Kultur. Volkskundliche Perspektiven auf Mensch und Umwelt. 32. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Halle vom 27.9. bis 1.10. 1999. Münster u.a.: Waxmann.

Brentano Franz 2008: Psychologie vom empirischen Standpunkt. Von der Klassifikation psychischer Phänomene (Sämtliche veröffentlichte Schriften, Abt. 1, Bd. 1). Frankfurt am Main u.a.: Ontos [Orig.: 1874].

Bude, Heinz 2008: Die Kunst der Interpretation. In: Flick, Kardoff, Steinke (Hg.), S. 569–578.

Bützer, Peter 1991: Risiko-Management. Methodik zum Umgang mit Risiken. In: Berichte der St. Gallischen Naturwissenschaftlichen Gesellschaft, 85. Band, S. 185–240.

Bundesministerium für Land- und Forstwirtschaft, Umwelt und Wasserwirtschaft 2006: Hochwasser 2005 – Ereignisdokumentation. Wien: Bundesministerium für Land- und Forstwirtschaft, Umwelt und Wasserwirtschaft. Internet: <www.wassernet.at/filemanager/download/18166> (07.01.2010).

Burckhardt, Jacob 1976: Die Kultur der Renaissance in Italien. 10. Aufl. Stuttgart: Kröner.

Burton, Robert 2003: Die Anatomie der Schwermut. Über die Allgegenwart der Melancholie, ihre Ursachen und Symptome sowie die Kunst, es mit ihr auszuhalten. Übersetzt und mit einem Essay von Ulrich Horstmann. Frankfurt am Main: Eichborn (Die Andere Bibliothek, Bd. 228) [Orig. 1. Aufl. 1621, 6. Aufl. 1651].

Cassirer, Ernst 1994: Philosophie der symbolischen Formen, 3 Bde. 9. Aufl. (Bd. 2) bzw. 10. Aufl. (Bde. 1 und 3) Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Cimarolli, Erwin (Hg.) 1992: Faksimiledruck mit Übertragung vom Galtür Büchlein aus dem Jahre 1774 [Johannes Schueller: Denckwürdige Begebenheiten alda zu Galthüren]. Ischgl: Eigenverlag.

Clausen, Lars, Wolf R. Dombrowsky (Hg.) 1983: Einführung in die Soziologie der Katastrophen. Bonn: SDV.

Clausen, Lars, Elke M. Geenen, Elísio Macamo (Hg.) 2003: Entsetzliche soziale Prozesse. Theorie und Empirie der Katastrophen. Münster: Lit (Konflikte, Krisen und Katastrophen – in sozialer und kultureller Sicht, Bd. 1).

Cube, Felix von 2000: Gefährliche Sicherheit. Lust und Frust des Risikos. 3. Aufl. Stuttgart: Hirzel.

Daston, Lorraine, Peter Galison 2007: Objektivität. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Delumeau, Jean 1985: Angst im Abendland. Die Geschichte kollektiver Ängste im Europa des 14. bis 18. Jahrhunderts, 2 Bde. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Devereux, Georges 1992: Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften. 3. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Die Welt 1962: Tod und Zerstörung wie in den Bombennächten. Schwieriges Rettungswerk geht weiter. In: Die Welt, Nr. 42, 19.02.1962, S. 6.

Dijksterhuis, E.J. 2002: Die Mechanisierung des Weltbildes. Berlin, Heidelberg, New York: Springer [Orig. Amsterdam: Meulenhoff 1950].

Dobler, Eugen 1982: Leusorg im Großen Walsertal. Die Lawinenkatastrophe 1954. Blons: Eigenverlag.

Drewermann, Eugen 1990: Der tödliche Fortschritt. Von der Zerstörung der Erde und des Menschen im Erbe des Christentums. 6. Aufl. Regensburg: Pustet.

Drigalski, Dörte von 1980: Blumen auf Granit. Eine Irr- und Lehrfahrt durch die deutsche Psychoanalyse. Frankfurt am Main, Berlin, Wien: Ullstein.

Du Maurier, Daphne 1989: Die Vögel. In: Die großen Meistererzählungen. München: Knaur, S. 138–181.

Dundes, Alan 1987: Sie mich auch! Das Hinter-Gründige in der deutschen Psyche. München: dtv.

Eibl-Eibesfeldt, Irenäus 1995: Die Biologie des menschlichen Verhaltens. Grundriss der Humanethologie. 3. Aufl. München, Zürich: Piper.

EKD 2005 → Evangelische Kirche in Deutschland 2005.

Elverfeldt, Kirsten von, Thomas Glade, Richard Dikau 2008: Naturwissenschaftliche Gefahren- und Risikoanalyse. In: Felgentreff und Glade, S. 31–46.

EM 1977ff.: Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung. Begründet von Kurt Ranke, hg. von Rolf Wilhelm Brednich u.a. Berlin, New York: de Gruyter.

Emo und Menko von Wittewierum 1991: Kroniek van het klooster Bloemhof te Wittewierum. Inleiding, editie en vertaling: Hubertus Petrus Henricus Jansen, Antheum Janse. Hilversum: Verloren (Middeleeuwse Studies en Bronnen, XX).

Endlicher, Wilfried, Friedrich-Wilhelm Gerstengabe (Hg.) 2007: Der Klimawandel. Einblicke, Rückblicke und Ausblicke. Potsdam: Potsdam-Institut für Klimafolgenforschung e.V.

Engels, Jens Ivo 2003: Vom Subjekt zum Objekt. Naturbild und Naturkatastrophen in der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland. In: Groh, Kempe und Mauelshagen, S. 119–142.

Gamerith, Werner, Paul Messerli, Peter Meusburger, Heinz Wanner (Hg.) 2004: Alpenwelt – Gebirgswelten. Inseln Brücken, Grenzen. Tagungsbericht und wissenschaftliche Abhandlungen (54. Deutscher Geographentag, Bern, 28. September bis 4. Oktober 2003). Heidelberg, Bern: Deutsche Gesellschaft für Geographie.

Gebbeken, Insa 2009: Das Hochwasser 2005 in Lech am Arlberg. Auswirkungen einer Naturkatastrophe in einer österreichischen Gemeinde aus kulturwissenschaftlicher Perspektive. Abschlussarbeit im Fach Volkskunde/Europäische Ethnologie, Ludwig-Maximilians-Uni­ver­­sität München.

1. ## Barbara Juen, I, S. 90.

   [↑](#footnote-ref-1)
2. ## Anton Mattle, I, S. 6 (eigene Hervorhebung, B.R.).

   [↑](#footnote-ref-2)
3. ## Bei Verwendung der männlichen Form sind in der Regel beide Geschlechter gemeint.

   [↑](#footnote-ref-3)
4. ## Vgl. Rieken 2000, S. 18.

   [↑](#footnote-ref-4)
5. ## Bortz 1984, S. 15.

   [↑](#footnote-ref-5)
6. ## Vgl. Lamnek 2005, S. 357–361; S. 371f.; S. 696.

   [↑](#footnote-ref-6)
7. ## Vinnai 1993, S. 48.

   [↑](#footnote-ref-7)
8. ## Devereux 1992.

   [↑](#footnote-ref-8)
9. ## Vgl. Adler 2007b, S. 73–79.

   [↑](#footnote-ref-9)
10. ## Vgl. Horney 1979, S. 42.

    [↑](#footnote-ref-10)
11. ## Freud 1975, Ergänzungsband, S. 347; vgl. Bareuther 1989.

    [↑](#footnote-ref-11)
12. ## Siehe Kapitel II 1 und IV 6.2.

    [↑](#footnote-ref-12)
13. ## Küsters 2006, S. 48.

    [↑](#footnote-ref-13)
14. ## Bude 2008, S. 577.

    [↑](#footnote-ref-14)
15. ## Maximen und Reflexionen, 751 (Goethe 1994, Bd. 12 [HA], S. 471).

    [↑](#footnote-ref-15)
16. ## Bude 2008, S. 578.

    [↑](#footnote-ref-16)
17. ## Ritter, Gründer, Gabriel 1998, Bd. 10, Sp. 710.

    [↑](#footnote-ref-17)
18. ## „Von so langem her also ist die Liebe zu einander den Menschen angeboren, um die ursprüngliche Natur wiederherzustellen, und versucht aus zweien eins zu machen und die menschliche Natur zu heilen. Jeder von uns ist also ein Stück von einem Menschen, da wir ja zerschnitten, wie die Schollen, aus einem zwei geworden sind. Also sucht nun immer jedes sein anderes Stück“ (Platon 2004, Symposion, 191 d).

    [↑](#footnote-ref-18)
19. ## Maximen und Reflexionen, 751 (Goethe 1994, Bd. 12 [HA], S. 471); eigene Hervorhebung, B.R.).

    [↑](#footnote-ref-19)
20. ## Ebd. (eigene Hervorhebung, B.R.).

    [↑](#footnote-ref-20)
21. ## Den gleichen Titel trägt der Beitrag von Heinz Bude, doch wird Staiger mit keiner Silbe erwähnt, obwohl er über die Fachgrenzen der Germanistik hinaus bekannt geworden ist.

    [↑](#footnote-ref-21)
22. ## Staiger 1963, S. 12.

    [↑](#footnote-ref-22)
23. ## Moser 2001, S. 16; zur Stellung Staigers in der gegenwärtigen Germanistik siehe Rickes u.a. 2007.

    [↑](#footnote-ref-23)
24. ## Um es mit Gerhard Vinnai zu formulieren: „Auch Wissenschaftler, die vom quantifizierenden Wissenschaftsideal des Positivismus abweichen und qualitatives Denken durchsetzen wollen, sind sofort bestrebt, dieses methodisch sauber abzusichern. Mit Hilfe von methodischer Betriebsamkeit wird versucht, Ergebnisse zu produzieren, die gegen die schonungslose Kritik im Wissenschaftsbetrieb immun machen sollen. Der Methodenzwang bzw. die Angst, aus dem Rahmen zu fallen, ist so stark, dass die Frage erstickt wird, ob qualitatives Denken und Methodologie nicht in prinzipiellem Widerspruch zueinander stehen“ (Vinnai 1982). – Letzteres mag pointiert zugespitzt und in dieser Form nicht ganz haltbar sein, weist aber darauf hin, dass die Offenheit des Zugangs, welche für qualitative Forschungen konstitutiv ist, durch methodische Zwänge beeinträchtigt werden kann. Dass man, um ein Beispiel zu nennen, Kategorien bildet, um Texte zu strukturieren, ist ein sinnvolles Unterfangen, aber ob man dabei soweit gehen muss wie Mayring in der Qualitativen Inhaltsanalyse mit seiner peniblen Kategorienbildung (Mayring 2008), kann mit einem Fragezeichen versehen werden. Ähnliches gilt für die sequentielle Analyse in der Objektiven Hermeneutik (Wernet 2009), indem minutiös Satz für Satz nach möglichen Lesarten durchforstet wird. Dass man Texte genau lesen soll und dass man darüber hinaus latente Sinnstrukturen ermitteln kann, indem man sie wörtlich liest, lernt jeder Germanistik-Student im ersten Semester, nur muss dieser daraus keinen Schematismus machen. Dem naturwissenschaftlichen Ideal der Objektivität werden indes weder Qualitative Inhaltsanalyse noch Objektive Hermeneutik gerecht; bei jener müssen die Texte paraphrasiert, generalisiert und reduziert werden, während bei dieser nur Text*ausschnitte* näher interpretiert werden. Man kann es daher drehen und wenden, wie man will: Der Perspektivität entkommt man nicht. Und umgekehrt: Was die angeblich „hochsubjektiv“ angelegte traditionelle Hermeneutik angeht, lassen sich ihre Ergebnisse durchaus objektivieren, indem man die Interpretation hinsichtlich ihrer Plausibilität und Nachvollziehbarkeit befragt.

    [↑](#footnote-ref-24)
25. ## Schulze 1996, S. 25.

    [↑](#footnote-ref-25)
26. ## Vgl. Devereux 1992; Reichmayr 1995, S. 186–203; Rieken 2003b.

    [↑](#footnote-ref-26)
27. ## Freud 1972, Bd. 2: Die Traumdeutung, S. 501.

    [↑](#footnote-ref-27)
28. ## Emil Staiger begrenzt seine Ausführungen zur Interpretation zwar auf dichterische Werke, aber als Rezipient darf es erlaubt sein, sie auf nicht-literarische Texte zu übertragen, da die Basis der Interpretation, das „Schauen“ im Sinn Goethes, nicht auf Dichtung beschränkt bleiben muss.

    [↑](#footnote-ref-28)
29. ## Die Literatur dazu ist umfangreich, hier seine nur einführende Beiträge aus einem volks­kundlichen Grundlagenwerk (Brednich 2001) genannt: Hugger 2001, Röhrich 2001, Schenk 2001.

    [↑](#footnote-ref-29)
30. ## Rieken 2005. Dort spreche ich zwar von „psychologisch-ethnologischer Katastrophenfor­schung“, doch war der Zugang primär ein tiefenpsychologischer. Ich hatte den Begriff „psychologisch“ zunächst als einen übergeordneten verstanden, aber da er im wissen­schaft­lichen Mainstream für die akademisch-empirische Psychologie reserviert ist, könnte das zu Miss­ver­ständ­nissen führen. Zwar ist „psychoanalytisch“ ebenfalls nicht ganz eindeutig, weil man ihn auf die Freudsche Triebtheorie reduzieren könnte, doch wird er auch, weiter gefasst, als Synonoym für psychodynamische Prozesse verwendet, womit der Gesamtbereich der Tiefenpsycholo­gie abgedeckt ist. In diesem Sinn wird der Begriff hier verstanden. – Für die skizzierten Überlegungen danke ich Alfred Pritz (Wien). Ergänzend sei hinzugefügt, dass ich nicht von Ethnopsychoanalyse spreche, da diese bedeutet, Kulturen mithilfe der Psychoanalyse zu untersuchen, wobei dem ethnologischen Instrumentarium nicht immer hinreichende Auf­merk­samkeit gewidmet wird. Mir geht es demgegenüber darum, möglichst gleichwertig ethno­logische und psychoanalytische Gesichtspunkte zu berücksichtigen. Daher bevorzuge ich die Bindestrich-Verbindung „ethnologisch-psychoanalytisch“.

    [↑](#footnote-ref-30)
31. ## Hugger 2001, S. 304f.; vgl. auch Schmidt-Lauber 2001, S. 170.

    [↑](#footnote-ref-31)
32. ## Hugger 2001, S. 304.

    [↑](#footnote-ref-32)
33. ## Feyerabend 2003, S. 16.

    [↑](#footnote-ref-33)
34. ## Ebd.

    [↑](#footnote-ref-34)
35. ## Wagner 1992, S. 14–17.

    [↑](#footnote-ref-35)
36. ## Ebd., S. 52ff.

    [↑](#footnote-ref-36)
37. ## Watzlawick, Beavin, Jackson 1985, S. 95f.

    [↑](#footnote-ref-37)
38. ## Ich wähle den traditionellen Begriff „Geisteswissenschaften“, weil alternative Formulierungen wie „Kulturwissenschaften“ oder „Sozialwissenschaften“ den Blick zu sehr auf bestimmte Aspekte zentrieren.

    [↑](#footnote-ref-38)
39. ## Vgl. Bammé u.a. 1983, S. 108–134; Dijksterhuis 2002, S. 248–557; Giedion 1987.

    [↑](#footnote-ref-39)
40. ## „Jeder Körper verharrt im Zustand der Ruhe oder der gleichförmigen geraden Bewegung, wenn er nicht durch eine Kraft gezwungen wird, diesen Zustand zu ändern“.

    [↑](#footnote-ref-40)
41. ## Vgl. Bammé u.a. 1983, S. 126–134.

    [↑](#footnote-ref-41)
42. ## Die Quantenphysik hat den Beobachter als Einflussgröße wieder eingeführt, weil dieser im Mikrobereich das Beobachtete durch die Beobachtung verändert (Heisenberg’sche Unschärferelation). Fuzzy Logic ist eine Theorie, die mit Unschärfen operiert, den klassisch-kausal­analytischen Modellen im Anwendungsbereich aber mindestens ebenbürtig ist. Die Systemtheorie hat die lineare Vorstellung eindeutiger Ursachen und Wirkungen relativiert durch den Nachweis der Bedeutung von Wechselwirkungen.

    [↑](#footnote-ref-42)
43. ## Rothschuh 1978, S. 417–447.

    [↑](#footnote-ref-43)
44. ## Anton Mattle, I, S. 1.

    [↑](#footnote-ref-44)
45. ## Ebd., I, S. 3.

    [↑](#footnote-ref-45)
46. ## Werner Jehle, I, S. 55.

    [↑](#footnote-ref-46)
47. ## Karoline Hussein, I, S. 47.

    [↑](#footnote-ref-47)
48. ## Karl Gatt, I, S. 63.

    [↑](#footnote-ref-48)
49. ## siehe Rieken 2005, S. 244ff.; S. 259–265.

    [↑](#footnote-ref-49)
50. ## Köck 2000, S. 367.

    [↑](#footnote-ref-50)
51. ## Juen 2008, S. 7.

    [↑](#footnote-ref-51)
52. ## Georg Juen sen., I, S. 27.

    [↑](#footnote-ref-52)
53. ## 1. Mose 3, 19.

    [↑](#footnote-ref-53)
54. ## Karsamstag 1999 fiel auf den 3. April.

    [↑](#footnote-ref-54)
55. ## Fritz Treidl, I, S. 85f.

    [↑](#footnote-ref-55)
56. ## Bei der Sondierkette handelt es sich um eine eng nebeneinandergehende Gruppe, die mithilfe von Sonden nach Verschütteten sucht.

    [↑](#footnote-ref-56)
57. ## Anton Mattle, I, S. 7.

    [↑](#footnote-ref-57)
58. ## Nikolaus Raggl, I, S. 96.

    [↑](#footnote-ref-58)
59. ## Maria Pfeifer, I, S. 13.

    [↑](#footnote-ref-59)
60. ## Benjamin Kathrein, I, S. 29.

    [↑](#footnote-ref-60)
61. ## Werner Jehle, I, S. 55.

    [↑](#footnote-ref-61)
62. ## Fritz Treidl, I, S. 87.

    [↑](#footnote-ref-62)
63. ## Ebd.

    [↑](#footnote-ref-63)
64. ## Du Maurier 1989.

    [↑](#footnote-ref-64)
65. ## Truffaut 1989, S. 278.

    [↑](#footnote-ref-65)
66. ## Vgl. am Beispiel Sturmflutkatastrophen Rieken 2005, S. 146f.; 244ff.; 305.

    [↑](#footnote-ref-66)
67. ## Die Welt, 19.02.1962, S. 6.

    [↑](#footnote-ref-67)
68. ## Schütte 1962, S. 7.

    [↑](#footnote-ref-68)
69. ## Böhme 2000, S. 34.

    [↑](#footnote-ref-69)
70. ## Vgl. Böhme und Böhme 2004.

    [↑](#footnote-ref-70)
71. ## Alpinarium Galtür 2004, S. 28.

    [↑](#footnote-ref-71)
72. ## Anton Mattle, I, S. 2.

    [↑](#footnote-ref-72)
73. ## Ebd., I, S. 3.

    [↑](#footnote-ref-73)
74. ## Ebd. 3.

    [↑](#footnote-ref-74)
75. ## Nesensohn-Vallaster 2004, S. 74; vgl. ausführlich zu Blons: Dobler 1982, S. 36–109; Haid 2007, S. 113–136; Wechsberg 1959.

    [↑](#footnote-ref-75)
76. ## Anton Mattle, I, S. 3.

    [↑](#footnote-ref-76)
77. ## Ebd., I, S. 4.

    [↑](#footnote-ref-77)
78. ## Ebd.

    [↑](#footnote-ref-78)
79. ## Ebd.

    [↑](#footnote-ref-79)
80. ## Ebd., I, S. 5.

    [↑](#footnote-ref-80)
81. ## Ebd., I, S. 5f.

    [↑](#footnote-ref-81)
82. ## Kap. III 6.

    [↑](#footnote-ref-82)
83. ## Anton Mattle, I, S. 6.

    [↑](#footnote-ref-83)